

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 43 (1967-1968)
Heft: 9

Artikel: "... oder gilt sie dir?"
Autor: Eidenbenz, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079847>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«...oder gilt sie dir?»

Erzählung von Alfred Eidenbenz

Gian saß auf der Bank vor seinem kleinen Haus. Die Sonne war untergegangen, der Abendwind aufgesprungen, dennoch war es noch warm. Seit Wochen hatte es nicht mehr geregnet. Die Sonne buk das Hochtal durch und durch, von Stein und Boden stieg warmer Hauch auf, die Holzwand des Häuschens war anzufühlen wie Brot, das eben aus dem Ofen gezogen worden ist.

Früher um diese Zeit war immer sein kleiner Besuch dagewesen, dachte Gian: Marting. Den ganzen Tag hatte man seine helle Stimme gehört, sein Lachen, sein munteres Knabensingen. Damals, dachte Gian, hab ich doch noch recht gut gesehen, hab ein leeres Tonbüchlein auf den Gartenhag gesteckt und mit dem Flobertgewehr darauf geschossen — ein paarmal vorgeschossen, bis der kleine Bursche es mir hat nachmachen können. Geschickt war er! Alles hat er mir abgeguckt, jeden Handgriff beim Gewehrreinigen, bald konnte er mir die Jagdgewehre tadellos auseinandernehmen und putzen. Tadellos. Kochen hat er auch gelernt. Fleisch hat er gern gegessen, der Ratz, Fleisch und Käse und meinen Risotto. Dann hab ich ihm gezeigt, wie die alten Uhren laufen. Wir zwei hatten immer etwas zu tun. Er war ein guter Zuhörer für meine Jagdgeschichten. Am Abend, bevor er einschlief! Tausend Fragen dazwischen: «Wie groß war er, der Hirsch? Wie lange wartet der Fuchs vor den Murmeltierhöhlen, bis er ihnen den Weg abschneiden kann, hast du gesagt? Hat der Dachs wirklich so krumme Beine, wie du zeigst? Ist es wahr, daß du Himbeeren im Magen des Fuchses gefunden hast, ganze? Ist... hast...» — Unermüdlicher Frager!

Für jede gute Geschichte mußte er mir zum Dank etwas vorsingen. So eine Stimme hab ich nie wieder gehört. Nicht einmal bei den Sängerknaben im Radio. So etwas Reines, Glockenreines. Klar wie ein Bergquell. Ganz durchsichtig und mühelos und selbstverständlich wie ein Vogel singt.

Vola, colomba bianca vola, das hat er mir immer wieder singen müssen, und das «Vola» hat er voller Lust gedehnt, der Schalk, und damit irgend eine italienische Sängerin nachgeahmt. Manchmal gab ich ihm auch fünfzig Rappen für ein Lied. Künstler müssen ihre Gage haben.

Ich hab ihm meine Kinderbücher gezeigt, und er hat schon ganz hübsch Romanisch gelesen. Er hätte bei mir bleiben sollen, den ganzen Sommer, oder überhaupt das ganze Jahr, er hätte alles bei mir lernen können. Aber klar, die Eltern wollten ihn auch wieder einmal zu Hause haben.

Vierzehn Tage nahmen wir es mit dem Waschen nicht mehr so genau. Waschen konnte er sich ja dann daheim wieder...

«Du siehst mit einem Auge ja besser als wir mit zweien», hat er oft zu mir gesagt. Und immer wieder wollte er die Geschichte von meinem Jagdunfall hören. Die großen Augen, die er dabei machte! Mitleid wollte ich nicht, hab ich nie gewollt. Er sagte auch nie ein Wort bei der unglücklichen Geschichte. Aber er hörte zu, ich merkte, es ging bis auf den Grund seines Herzens. «Mit meinem einen Auge soll ich besser sehen als du mit zweien? Kannst dir vorstellen! Früher vielleicht einmal — weil ich mein Leben lang in Berg und Fels beobachtet habe. Es ist mehr, daß ich weiß, wo die Tiere sind, es spüre, als daß ich sie sehe...»

Aber es ist wahr — damals, als wir miteinander auf die Alpen stiegen, da sah ich doch noch in die Nähe, in die Weite. Ich wußte, wo die Edelweiß zu finden waren, in ganzen Büscheln standen sie da, als wir oberhalb der Chamueraalp rasteten. «Nur zwei, drei werden gepflückt», hab ich ihm gesagt, «auch wenn es sehr viele hat.» — «Eines für Vater, eines für die Mutter, eins für mich», sagte Marting und pflückte sie andächtig. «Sie duften nicht!» rief er. «Nein, dazu sind sie zu herb», sagte ich. «Sie sind auch so königlich genug, sie brauchen nicht auch noch zu riechen.»

Dann stiegen wir ins Tal hinab, ka-

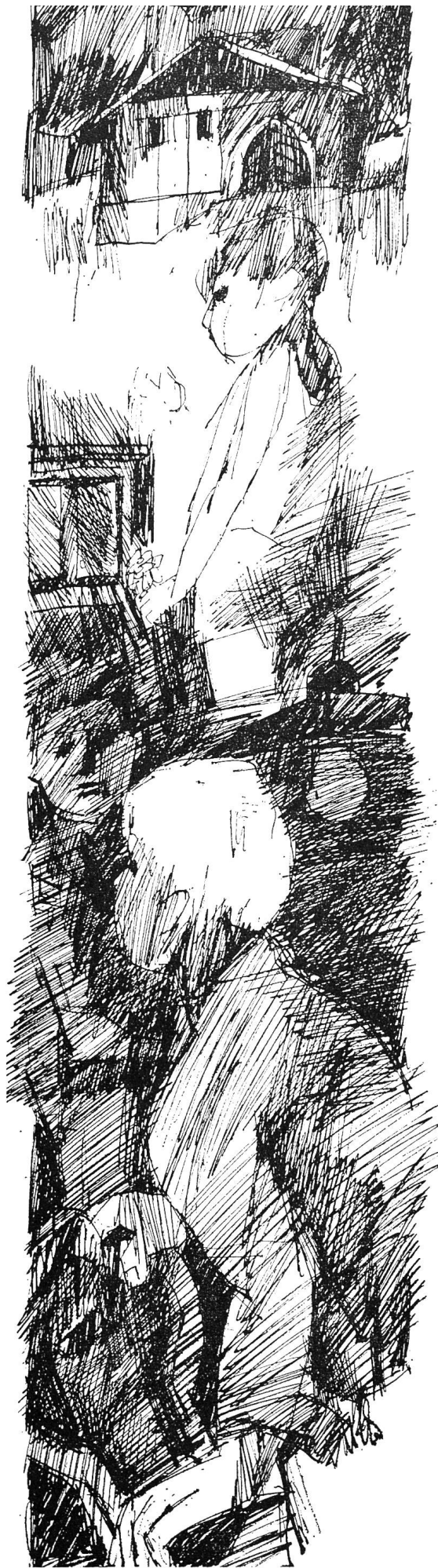


Illustration Toni Businger

... oder gilt sie dir?

men zum alten herrschaftlichen Alp-
haus, in dem Collani schon gerastet
und geschlafen hat, es war schon
spät, am Schluß durcheilten wir in
großen Sprüngen das lange Tal, rann-
ten über die Ebene von La Punt, um
den Zug noch zu erwischen, aber er
fuhr uns vor der Nase davon, und
wir mußten — da war doch Marting
todmüde — noch die paar Kilometer
heimlaufen. Danach schlief er die gan-
ze Nacht und am nächsten Tag bis in
den Nachmittag hinein, und als er
aufwachte, wußte er zuerst nicht, wo
er war, so tief hatte er geträumt —
aber da lagen die Edelweiß auf dem
Stuhl, und er wachte nun ganz auf
und wußte wieder alles. Was für ein
herrliches Mittagessen, mitten am
Nachmittag, unser Gulasch! Wie Zi-
geuner haben wir gelebt, oder wie
Fürsten, nicht der bürgerlichen Zeit
untertan, aßen, wann es uns paßte,
schliefen, wann wir wollten, munter
wie Jagdhunde... Wie mein Pining,
der tagelang herumfaulenzten konnte,
immer die Augen halb zu, und dann
plötzlich, wenns losging auf den Berg,
hellauf wach, unermüdlich rennend,
springend, jagend.

Wie manches Jahr ist das schon
her! Unterdessen ists grau um mich
her geworden, dachte Gian. Die Far-
ben sind alle verblaßt, wie bei mür-
bem Holz, immer dunkler ists gewor-
den um mich. Aber wenn es einmal
ganz dunkel wird... blind will ich
nicht leben. Blind nicht. Will nieman-
dem zur Last fallen. Will nicht in ein
Heim. Wenn es so weit wäre, das
war bei ihm ruhig festgelegt, ein Ter-
min, den er keinen Tag hinausschie-
ben würde, wenn es so weit wäre,
nähme er die Flinte, ginge hinüber,
zwischen die dichten Tannen- und
Lärchenbäumchen, die er mit Marting
gepflanzt hatte. Dann. Dort.

Dieser Endpunkt erfüllte ihn mit
tiefer Ruhe, mit einem sanften, wis-
senden Trotz, sein Geschick selber
fest in den Händen zu haben, es pa-
rieren zu können mit einem einzigen
Schlag.

Er stand auf und ging ins Haus hin-

ein, sich seinen Weg tastend, den
schmalen Holzgang hindurch, der von
der Haustüre zur Stube führte, und
an dessen Wand sein Jagdhut, seine
Jacke, hingen, jetzt ungebraucht, sein
Fernglas verstaubt, seine Gewehre,
eingefettet, seit Jahren schuß-still. Er
betastete sie. Das letzte, die Büchse,
war geladen.

Er öffnete die Stubentüre, tastete
sich zu seinem Sessel, drehte das Ra-
dio an. Um acht Uhr dreißig begann
das Sinfoniekonzert. Sinfonie Aus der
Neuen Welt. Da war Marting jetzt
all die Jahre mit seinen Eltern ge-
wesen, weil der Vater einen Geologen-
auftrag hatte. Und jetzt war er zu-
rückgekommen — ein junger Mann!
Um die Rekrutenschule zu machen.
Im Februar hatte er das erste
Mal wieder in der Schweiz telefoniert,
mit einer ganz andern Stimme, tief
hatte sie sich gesenkt, dunkel war
sie, warm, nichts mehr vom silber-
nen Knabenton, vom hell singenden
Glöckchen darin.

Im Hochsommer einmal, hatte er
gesagt, sei der große Urlaub. Dann
werde er hinaufkommen, wenn er
dürfe...

Das war vor der dritten Augen-
operation gewesen. Jede Operation
hatte wieder Hoffnungen geweckt; je-
de sie enttäuscht. Das war die letzte
gewesen. Wenn die nichts nützte...

Seit Tagen war Gian von einer Un-
ruhe erfüllt, die immer stärker wur-
de. Es war ihm klar geworden, daß
er auf den Augenblick wartete, da
Marting heraufkommen würde. Daß
er nur noch auf diesen Tag hin leb-
te; und daß die graue Nacht, die ihn
auch seit der letzten Operation noch
umgab, nur von dieser Erwartung in-
nerlich erhellt — und sein Tag nur
von ihr verlängert wurden.

Zwar hatte der Professor vorausge-
sagt, daß irgendwann, nach ungefähr
sechs Wochen einmal, das Sehen wie-
der einsetzen werde — einsetzen müs-
se. Und zwar nicht am Tage, voraus-
sichtlich, sondern in der Dunkelheit,
in der Nacht. «In der Nacht? Wo man
ohnehin nichts sieht?» — «Ja. Haben
Sie früher in der Nacht nicht gese-

hen?» hatte der Professor gefragt. —
«Doch. Gut. Sehr gut sogar. Jeden
Baum, jeden Strauch, jede Steinform,
jedes Tier.» — «Das hab ich mir ge-
dacht. Ihr Sehen wird zum ersten
Mal wieder in der Nacht einsetzen,
wann weiß ich nicht genau, vielleicht
in ein, zwei Monaten, vielleicht, un-
ter dem Einfluß...» Er hatte den Satz
nicht beendet.

Die Musik begann zu strömen. Gian
lehnte sich zurück, mit geschlossenen
Augen. Aber er war unruhig, sein
Atem ging rasch, wie ein Waldtier,
das wittert.

Die Rekrutenschule bei den Gebirgs-
schützen, die Martin im Tessin absol-
vierte, war anstrengend, am Abend,
nach dem kurzen Ausgang, sank er
sofort in tiefen Schlaf, in dem für
Träume keine Zeit schien. Als aber
der Zeitpunkt des großen Urlaubs
heranrückte, begann er plötzlich von
Gian zu träumen, fünf Mal in der
Woche — die sechste Nacht war mit
einer Nachtübung ausgefüllt. Er sah
im Traum Gian auf der Bank vor
seinem Haus sitzen, das Auge mit der
Hand schirmend hinab zum Dorf blik-
ken... aber er vermochte die Zeit
nicht vom Kirchturm abzulesen, sein
Augenlicht war zu schwach.

Oder er sah Gian aus dichtem Wald
heraustreten. Da fiel das Licht der
Bergsonne so stechend in sein Auge,
daß er sich am Waldrand niederset-
zen mußte, das schmerzende Auge mit
beiden Händen bedeckend. Gian war
in diesen Träumen immer allein,
schien etwas Verlorenes zu suchen,
Gian begann ihn durch den Traum zu
rufen, mit einer solchen Deutlichkeit,
daß er sich ihrer auch am folgenden
Tag erinnerte.

Martins großer Urlaub hatte begon-
nen. Kaum zu Hause eingetroffen,
nahm er ein Bad, zog frische Wäsche
an, frühstückte mit den Eltern; dann
setzte er sich in den Wagen, den der
Vater ihm für die Reise in die Berge
lieh. Erst hatte er Gian anrufen wol-
len, aber dann überlegte er sich, er

werde ohnehin zu Hause sein. Er wollte ihn überraschen.

Der Wagen lief zuerst wie gewohnt. Aber dann begann er, unregelmäßig zu ziehen, manchmal zu stocken, endlich blieb er stehen. So ein Pech, zu Anfang des Urlaubs, und wo er nur drei Tage frei hatte. Aber da war nichts zu machen. Die Touringhilfe fuhr zufällig vorbei, stellte aber fest, daß die Benzinpumpe einen Defekt hatte, und schleppte den Wagen bis zur nächsten Garage. Man mußte zurück in die Stadt fahren und einen Ersatzteil holen.

Es wurde früher Nachmittag, als er wieder startbereit war, nach Chur und weiter fahren konnte, und endlich über den Paß. In der Dämmerung erreichte er Gians Dorf. Beim Wasserreservoir parkierte er, dann rannte er durch den ebenen Weg zwischen den Tannen, den Lärchen. Meine — unsere Bäume! Die haben ja wir gepflanzt! Und den Weg geebnet!

Das Häuschen tauchte auf. Kein Licht. Früher war die schwere Lärchenholztüre immer offen geblieben, auch wenn sie sich für viele Stunden vom Häuschen entfernten und auf einen Berg stiegen. So war es auch jetzt. Er schob sie auf, sie knarrte wie ehemals, er eilte durch den schmalen Gang, an den Gewehren vorbei, öffnete die Stubentüre.

Gian saß in seinem Sessel, von ihm abgewandt, und hörte Musik.

«Marting!», schrie Gian. «Marting!»
«Wie kennst du mich? Wie weißt du, daß ichs bin?» rief Martin. — «Ich weiß es. Ich weiß es! Mach Licht! Weißt du noch, wo der Schalter ist?» — «Und ob ich es weiß!» — Martin zündete Licht an. Gian war von seinem Sessel aufgesprungen. Braun gebrannt war er, von Sonne und Wind verwittert, aber fast unverändert, schien es Martin, das Gesicht war noch, wie er es von der Knabenzeit her kannte, nur daß er jetzt auf einen Blick klarer, bewußter, in dem vertrauten Gesicht lesen konnte; Kühnheit, Wagemut war darin, und doch um Mund und Wangen ein zarter, empfindsamer Zug.

Gians Lippen zitterten. Ein paar Tränen rannen ihm langsam über die schmaler gewordenen Wangen.

Nun packte Gian ihn bei den Armen — oder wollte ihn daran packen. Aber er griff zu tief, erreichte Martin bei den Hüften. «Laß dich...» sagte Gian. «So groß bist du geworden! So stark!» Seine Hände tasteten an Martins Brust empor. «Ker!» sagte Gian. «Was für ein Bursche du geworden bist! Hunger wirst du haben! Durst! Ich...». — Er wandte sich ab, wischte sich mit dem Ärmel über die Augen, ging zu dem uralten Wandschränkchen hinüber — früher hab ich immer gemeint, dachte Martin, daß er seine Jagdgeschichten aus dem Schränkchen herausgenommen hat, zusammen mit dem Glas und dem Wein.

Gian schnitt Brot auf, schnitt sorgfältig die luftgetrocknete Hirschbinde, goß Wein ein, fast zu viel, fast über den Gläserrand. Sie stießen an. «Schau, was ich dir mitgebracht habe», sagte Martin dann. «Eine Flasche Beaujolais, und ein Glas Brombeerconfiture, die die Mutter eingemacht hat.» — «Das weißt du noch, daß das mir das Liebste ist?» — «Wie soll ichs nicht wissen!»

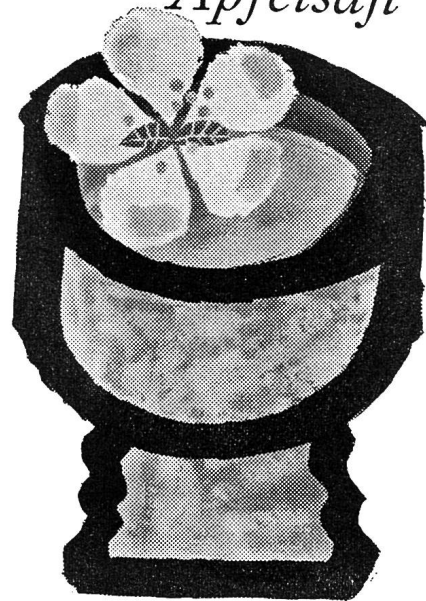
«Jetzt mußt du erzählen!» sagte Gian. «Wie war die Fahrt? Wie gehts deinen Eltern? Wie gehts im Dienst? Wie...»

Martin packte tüchtig ein. Dann stopfte er sich seine Pfeife, begann zu erzählen, von der Schulzeit in Canada, von den Reisen, die er mit dem Vater hatte unternehmen dürfen, vom Dienst. Mittlerweile war es tiefe Nacht geworden. Die alte Uhr schnarrte elf.

Plötzlich stand Gian auf, langsam, mit einem seltsam gespannten Gesicht. Früher einmal hatte Martin ihn so gesehen, bei einer Wanderung, als vor ihnen, auf dem Weg, eine Kreuzotter lag.

Martin fragte: «Was ist?» Aber Gian stand vor ihm, mit starren, leicht nach hinten weggestreckten Händen, und jetzt beugte er sich zu Martin vor, bis sein Gesicht ganz nahe dem

Fabelhaft ist Apfelsaft



Urtrüeb
bsunders guet



«PRASURA» AROSA

Schulinternat, Ferien- und Erholungsheim

Modern eingerichtetes Haus in sonniger Lage. Individuelle Schulung, Sport, Kindergarten, Bastelkurse.

Persönliche Leitung:
Frau Dr. R. Lichtenhahn
7050 Arosa, Telefon 081 31 14 13
Prospekte

... oder gilt sie dir?

seinen war, bis er ihn erregt atmen hören konnte. Und Gian sagte, mit zitternder Stimme: «Marting! Marting — ich kann dich sehen! Ich kann dich jetzt sehen! Deine braunen, kurzen Haare! Deine braunen Augen! Am Ohr, was hast du?» — «Nichts, ein kleines Pflaster, ein kleiner Riß.» — «Wie gut dir der Waffenrock steht! Das seh ich alles, dein graugrünes Kleid, und daß du sonnengebräunt bist ... und die Hände rauh sind ... Rekrutenhände, zeig her, verschlagene Finger ... das seh ich alles, das seh ich jetzt!»

«Setz dich, Gian. Komm. Setz dich wieder. Trink! Komm, setz dich neben mich, hier auf die Bank!»

Aber Gian blieb stehn, so über ihn gebeugt, wie man von einem Berggipfel in die Tälerweiten staunt. Martin ergriff seine Hand und zog ihn auf die Bank neben sich. Er hob Gians Glas vom Tisch und gab es ihm in die Hand. Gian hatte seine Brille aus der Brusttasche geholt, die wohlbekannte, deren eines Glas schwarz war und das blinde Auge deckte, das zweite dick, geschliffen, um dem andern Auge sehen zu helfen.

Sie stießen an, sie tranken.

Ich muß ihn ablenken, dachte Martin, er ist zu aufgeregt. Und er begann, Erlebnisse aus dem Dienst zu erzählen. «Hör zu. Du weißt, daß ich in einem Tessiner Zug bin, der Vater ist ja Tessiner und ich bin immer noch Bürger von Loco.»

«Kannst du noch Italienisch?»

«Ziemlich. Und habs jetzt wieder gelernt. Auch den Dialekt. Also in meinem Zug hat es Burschen aus den hintersten Tälern, ganz einfache, die weder ein Radio, geschweige denn ein Fernsehen haben. Einer, Rossi heißt er, hat uns, ohne es zu wollen, verraten, in was für einer Hütte er wohnte! Da lieg ich auf meinem Sack, erzählte uns Rossi, möchte schlafen, kann aber nicht — die Mäuse tanzen auf dem Boden über mir. Ein Lärm, wie wenn die Trommler vorbeiziehen! Ich nehme meinen Schuh, schlage auf die Decke — sofort tiefste Stille! Lange Zeit still! Fast eine

halbe Stunde. Da kannst du friedlich einschlafen!» — Der Raum, in dem Rossi schläft, ist also so niedrig, daß er bequem mit der Hand die Decke erreichen kann. Rossi spart seinen ganzen Sold. Nicht nur das — er geht für fünf Franken am Sonntag auf die Wache. Macht mir doch nichts aus, bleib ja doch da — es ist so schön, so still, niemand befiehlt einen herum, niemand schimpft ... sagt er. Ich selber bin natürlich schon in der ersten Sekunde freien Ausgangs zum Tor hinaus. Aber Rossi hütet, als obs eine Herde Schafe zu bewachen gäbe. Stolz und breit steht er da, sollte mal einer versuchen, unerlaubt an ihm vorbeizukommen. Rossi ist ein gutmütiger Bär, aber sehr empfindlich, man darf ihn nicht berühren, darf ihm nicht zu nahe kommen. Das hat unser Leutnant erfahren. Rossi hat einen Knopf offen, der Leutnant berührt ihn mit dem Finger, Rossi schlägt ihm mit aller Wucht die Hand hinunter und ruft: Runter mit der Hand! Rossi macht irgendetwas falsch, der Instruktor schaut ihn mit einem scharfen Blick strafend an, Rossi merkt natürlich nichts, oder will nichts merken, schließlich ruft der Instruktor: ‚Sie dort! Wie heißen Sie! Melden Sie sich an! Rossi, mit einem verschmitzten Lächeln, antwortet dem Instruktor: ‚Ta piasseress a savell! Verstehst du? Nicht? Das würde dir so passen, es zu erfahren‘, sagt er zum Instruktor.

Auf Gians Gesicht zeigt sich ein Lächeln. Gottseidank, er ist ruhiger geworden. Die Aufregung tut ihm nicht gut, denkt Martin. Sie trinken wieder eins, vom rauhen Brot und vom Bündnerfleisch kann man viel essen. «Auf dem Passo dell'Uomo sind wir bis zum Bauch im Schnee versoffen. Ein Schritt vorwärts, zwei zurück — du weißt ja, wie es ist. Mit allen Lasten auf dem Buckel. Das heißt, zwei, die schwächsten, steigen ohne Sack. Rossi hat drei auf seinem breiten Rücken. Und wie wir fast am Verrecken sind, weißt du, was Rossi macht? Er beginnt, Tessinerliedchen zu singen. Endlich, oben, gibt ihm der

Leutnant eine Zigarette. Rossi pafft, ohne Handschuhe, wir erstarren fast im Wind. Schneeflocken wirbeln auf. ‚Zu Hause‘, sagt Rossi sinnend, ‚geht die Mutter jetzt ans Geißenmelken. So eine Schale warme Geißenmilch, die würd ich jetzt auch noch nehmen.‘ Wir kauen unsere klebrig-feuchten, kalten Ovomaltineblöcke dazu.

Aber das dickste, was der Rossi sich geleistet hat, war beim freien Schießen auf Feldscheiben. Wir lagen verteilt in Stellungen und schossen mit Distanzen von ungefähr fünfhundert, vierhundert und dreihundert Metern auf unsere Ziele. Plötzlich brüllt der Instruktor ‚Haaalt! Feuer einstellen! Rossi, stehn Sie auf! Und weißt du, wo Rossi aufsteht? Vor uns! Hinter einer kleinen Bodenerhöhung! Einer von uns hat vielleicht einen halben Meter, ich hab vielleicht nur dreißig Zentimeter über ihn weggeschossen! Der Instruktor ruft Rossi zu sich. Hernach erfahren wir, wie das zugegangen war: Rossi lag zu äußerst links. Seinem Kameraden war die Munition ausgegangen, die ganz rechts auf einem Hügelchen parkiert war. Wir hatten abgemacht, alle Munition zu verschießen, damit wir weniger Gewicht zur Alphütte hinunter zu tragen hätten. Rossi anerbot sich, die Munition zu holen. Aber anstatt daß er, wie jeder einigermaßen vernünftige Mensch, hinter uns durchgelaufen wäre, kroch er unter unsern Schüssen quer hinüber, so daß wir ihn nicht sehen konnten. Angenommen aber, er hätte seinen Rücken oder seinen Kopf etwas erhoben, so hätten wir das im hohen Gras vielleicht auch nicht gesehen. Sein Haar ist dunkelblond, von genau derselben Farbe wie das fahle Alpgras, er trug den Kampfanzug, der fast vollkommen tarnt, und er trug keinen Helm. Uns lief es kalt über den Rücken, als das uns allen klar wurde. Wir schauten ihn an wie einen, der vom Mond herunter gelandet war. Aber weißt du, was er nur sagte: ‚Ah — io non faccio tanti complimenti! Das war alles!«

Martin schüttelte den Kopf in der

Erinnerung. Gian lachte. «Solche Sachen können vorkommen. Auf der Jagd, damals, hat mich wahrscheinlich auch einer für eine Gemse gehalten. Wir waren zu viert, und es ist nie ausgekommen, wer es war. Nur ist dem Rossi besser gegangen als mir.»

Gian hatte zwei Kerzen angezündet. Sie assen wieder, tranken. Martin hatte längst seinen Waffenrock ausgezogen. Endlich machten sie zum Scherz noch einen Ringkampf. Sie rangen erbittert, der Staub wirbelte auf, der Boden ächzte. Obwohl Martin ein starker, zäher Bursche geworden war, legte ihn Gian schließlich auf den Rücken.

Gegen Morgengrauen erst gingen sie schlafen.

Aber früh waren sie wieder auf. Gian war in der Küche, kochte Kaf-

fee. Jetzt, im Morgenlicht, sagte er, sehe er wieder viel schlechter.

Martin sah sich im Häuschen um. Die altvertrauten Winkel mit der alten Uhr, den alten Büchern, den Jagdmessern in ihrem Gestell. Er wollte vor dem Frühstück noch einen Schritt hinaus tun. Da hingen ja die Gewehre! Tadellos gehalten, leicht eingefettet. Das Flobertgewehr auch, mit dem er seine ersten Schüsse getan hatte. Die Doppelflinte. Die Büchse. Er nahm sie vom Haken, hielt sie spielerisch vor sich hin — mit einem ohrenbetäubenden Krachen ging ein Schuß los und durchschlug die Haustüre, das dicke Holz aufsplittend.

Gian kam herausgestürzt. Sein Mund war weit offen. Er sagte kein Wort. Er atmete nur schwer. Er nahm das Gewehr aus Martins Hand. Mar-

tin war fast betäubt von dem Schuß, der in den engen Raum mit Kanonengewalt geschlagen hatte.

Endlich öffnete er die Türe. Sie traten in die Morgenfrische hinaus. Martin blickte Gian von der Seite her verstohlen an. Nie hatte er ein Gewehr geladen aufbewahrt. Nie früher. Warum jetzt?

Auf einmal verstand er.

«Ich hab oft von dir geträumt im Dienst, Gian», sagte er dann langsam. Er hatte es ihm nicht sagen wollen. «Im Herbst, wenn der Dienst fertig ist, komm ich wieder. Darf ich?»

«Frag nicht so», sagte Gian rauh. «Weißt es ja. Komm. Kaffee. Noch kalt draußen. Komm. Heißen Kaffee.»

«Ja», sagte Martin. «Es ist noch kalt draußen.»



Verwo AG Feineisenbau
8808 Pfäffikon SZ
Telefon 055 5 44 55

VERWO

Kunststoffenster Mipolam
Stahlfenster
Schaufensteranlagen
Garagetore
Eingangspartien
allg. Schlosserarbeiten